

Courseintritte

der Berliner Börse vom 12. Februar.
(Ergebnis-Gesamte.)

Deutsche Fonds und Staatspapiere.

Table with columns for bond types (e.g., Reichsbank, Preussische Anleihe) and their respective values.

Ausländische Fonds.

Table listing foreign bonds and their values.

Deutsche Hypothekendarlehen.

Table of German mortgage loans with columns for lender names and amounts.

Table of various bonds and securities.

Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen.

Table of railway priority obligations.

Eisenbahn-Stamm-Aktien.

Table of railway common stocks.

Table of various bonds and securities.

Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen.

Table of railway priority obligations.

Eisenbahn-Stamm-Aktien.

Table of railway common stocks.

Table of various bonds and securities.

Obligationen industrieller Gesellschaften.

Table of industrial company obligations.

Eisenbahn-Stamm-Aktien.

Table of railway common stocks.

Table of various bonds and securities.

Obligationen industrieller Gesellschaften.

Table of industrial company obligations.

Bergwerks- und Gütten-Aktien.

Table of mining and estate stocks.

Table of various bonds and securities.

Industrie-Aktien.

Table of industrial stocks.

(Saal) Disconto.

Table of discount rates.

Umrechnungs-Tabelle.

Table of conversion rates for gold, silver, and paper.

Bekanntmachung.
Es wird hiermit auf die Einrichtung aufmerksam gemacht, daß den Pakete...

Bekanntmachung.
Mit dem Ostertermin d. R. erledigt sich die 28. Stelle am Magdeburgerischen...

Zur Frühjahrssaat.

Die seit 15 Jahren mit bestem Erfolge dieses beliebtesten Saatgutfortens...

Zur Frühjahrssaat

verlaufe ich folgende, bei wiederholten Anbau-Versuchen, besonders ertragreich...

Seeligs Kaffee Essenz
Advertisement for coffee essence featuring an illustration of a woman and a child.

Bau- und Düngelack.
Advertisement for building and fertilizer products by Carl Sommer junior.

Willi Bud, Berlin W. 35.
Advertisement for gas underwear (Gasglühlichtstrümpfe) and other goods.

Buchführung.
Advertisement for bookkeeping services.

Carl Sommer junior, Teichversand, Leipzig 15.
Advertisement for various goods and services.

Otto Thiele Buchdruckerei und Verlag der „Haleschen Zeitung“.
Advertisement for printing and publishing services.

Vertical text on the right edge of the page, likely a page number or additional notice.



(Nachdruck verboten.)

Das Geheimniß von St. Wingate.

7) Roman von Ludwig Freiherr von Poppl.

„Warum biſt Du im Dunkeln hier?“ rief ſie, auf Bella erregt zuſchreitend.

„Wahrscheinlich deſhalb, weil Jack die Lampe noch nicht hereinbrachte,“ antwortete Bella ſchnippſiſch.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie ſchon wieder zurück ſeien, Dr. Wilford,“ ſagte Mary mit vibrierender Stimme.

„Schon lange genug, Miß Mary, um einige Geheimniſſe Bella anzuvertrauen,“ entgegnete der Arzt lachend. „Jetzt gehe ich hinauf zum Herrn Kapitän.“ Mit dieſen Worten entfernte ſich Dr. Wilford.

„Was ſoll das heißen, Bella? Ich ſehe mit Entrüſtung die Vertraulichkeit, vor der ich Dich gewarnt habe, die Kühnheit, mit welcher Wilford Dich kurzweg nur Bella nennt?“

„Was liegt daran?“

„Unendlich viel! Du wirſt Dir doch nicht aus Kurzweil von den Hof machen laſſen, oder gar eine Liebſtändelei mit ihm anfangen? Zum Spielzeug Deiner Koſetterie iſt er doch zu gut. Du kennſt ihn ja doch nie heirathen, Du, die Tochter des Kapitän's Harcourt, die Niſchte des Baronet of Harcourt Caſtle.“

„Mary, laſſe mich jetzt mit Deiner Predigt in Ruhe,“ rief Bella erzürnt. „Ich habe es ſatt, immer wieder anhören zu müſſen, wer wir und unſere hohen Verwandten ſind. Helfen ſie uns? Zahlen ſie unſere Schulden? Nein und tauſendmal nein! Ich ſage Dir, Mary, es iſt mir oft ſo verzweifelt zu Muthe, daß ich es machen möchte wie Alice — ganz einfach davonlaufen.“

„Vielleicht wäre es beſſer für Dich, als Wilford zu heirathen. Selbſt wenn er unſeres Gleichen wäre, möchte ich Dich nicht als ſeine Frau ſehen.“

„Und warum nicht, wenn es erlaubt iſt, zu fragen?“

„Ich kann es mir ſelbſt nicht erklären, aber ich habe eine tiefe Abneigung gegen dieſen Mann. Bella, ich möchte Dich lieber im Grabe, als an Wilford's Seite ſehen, wenn er ſelbſt die glänzendſte Partie in England wäre.“

„Und warum?“

„Reden wir nicht mehr davon,“ rief Mary und verſank in ernſtes Schweigen.

„Du biſt mir die Antwort ſchuldig, ich fordere ſie!“ entgegnete Bella faſt befehlend.

„Nun denn, es ſei. In dem entſetzlichen Traume,“ hub Mary mit bebender Stimme an, „den ich von unſerer Schweſter Alice hatte, ſah ich Dr. Wilford, wie er mit verzerrtem, von Todtenbläſſe bedecktem Antlitze aus einem Hauſe ſtürzte. Von ſeinen Lippen tönte es: „Blut, Blut!“ Seit dieſer fürchtbaren Nacht kann ich nicht mehr ohne Grauen auf ihn ſehen.“

Bella hatte auf dieſe Mittheilung nur ein höhnliches Achſelzucken.

Die Thür ſlog auf und Emma eilte in das Zimmer.

„Denkſt Euch, Lady Harcourt iſt todt!“ rief die Kleine haſtig.

„Nicht möglich,“ ſagte Mary, „als ſie mir in der vergangenen Woche ſchrieb, war ſie doch ganz wohl.“

„Nicht unſere alte Tante, die Gräfin-Wittve, ſondern die junge Lady Harcourt iſt geſtorben und auch ein kleines Kindchen,“ belehrte ſie Emma. „Gehen wir zum Papa hinauf, er hat nach Euch verlangt.“

Der Kapitän lag erregt in ſeinem Lehnſtuhle. Ihm gegenüber ſaß Wilford, welcher den Grund zu dieſer Aufregung ſich nicht zu erklären wußte. Der Kapitän hatte ganz ſich mit dem

Arzte unterhalten, als die kleine Emmy nach einer Zeitung griff welche Jack ſeinem Herrn gebracht und auf das Tiſchchen, neben den Stuhl gelegt hatte. Der Kleinen fiel, als ſie das Blatt durchſlog, iſofort ein wohlbekannter Name ins Auge und ſie laß dem Vater rauch die betreffende Stelle vor.

Der Kapitän erblaßte augenblicklich, dann aber überſlog ſein Geſicht ein glühendes Roth. Er ſchickte Emmy hinab, um die Schweſtern zu ihm zu rufen. Als ſie bei ihm erſchienen, ſtreckte er Mary die Zeitung entgegen und mit der zitternden Hand nach der Stelle weiſend, rief er Mary zu: „Da lies!“

Mary laß: „Am Zwölften dieſes Monats wurde in Weſtminſter Street die Gräfin of Harcourt Caſtle von einer Tochter entbunden.“

Einige Zeilen tiefer ſtand die Meldung: „Am Vierzehnten dieſes Monats ſind in Weſtminſter Street die geliebte Gaſtin des Baronet Harcourt of Harcourt Caſtle und deren neugeborenes Kind geſtorben.“

Mary verſagte die Stimme; bewegt ſagte der Kapitän: „Geſtorben — das ſchöne, blühende Weib noch vor der alten Großmutter.“

„Kannten die Herrſchaften die Verbliehene?“ fragte theilnehmend Wilford.

„Ob wir ſie kannten! Sie gehörte ja zu unſeren nächſten Blutsverwandten,“ antwortete der Kapitän, ärgerlich darüber, daß nicht die ganze Welt wußte, aus welcher hohen Kreiſen er ſtammte.

„Davon hatte ich keine Ahnung,“ erwiderte Wilford über-raſcht, ſich gleichſam entſchuldigend.

„Sawohl, ſo iſt es, werther Herr Doktor,“ wurde der Kapitän nun geſprächig. „Mein Vater, der ſehr ehrenwerthe edle Frank Harcourt, war der zweite Sohn des neunten Baronet of Harcourt Caſtle. Der jetzige Baronet iſt mein leiblicher Vetter. „Es iſt eine Schande,“ rief er, zornig mit dem Kopfe auf den Boden ſchlagend, „daß ich, der nächſte Anverwandte eines Bairs von England, als armer Halbſold-Kapitän in einer ſolchen Reiſe mein Leben friſten muß. Hätte ſich der letzte Baronet für mich intereſſirt, ſo wäre ich längſt ſchon Admiral in der engliſchen Flotte.“

„Es ſtehen demnach nicht viele Erben zwiſchen Ihnen und dem Baronet?“ fragte Wilford erſtaunt.

„Zwiſchen mir und dem Baronet of Harcourt Caſtle ſieht heute überhaupt kein Erbe. Wenn er ohne männliche Nachfolge ſterben ſollte, geht die Baronetswürde auf mich über, da der Titel im Mannesſtamme forterbt. Das Vermögen wäre freilich nicht ſehr groß, dafür ſind aber große Ländereien und Güter da, über welche jedoch auch der jeweilige Baronet nicht verfügen kann. Mein Vetter, deſſen Frau und Kind jetzt geſtorben ſind, iſt aber ein ganz junger, geſunder Mann, er wird ſich ſicher bald wieder verheirathen und direkte Erben haben.“

„Ei, Herr Kapitän, wenn ich der Bairswürde ſo nahe ſtünde, würde ich mein Möglichſtes thun, ſie auch zu erreichen,“ bemerkte Wilford.

„Und dabei ausgelacht werden und mit eitlem Hoffnungen das biſchen Leben auch noch verderben,“ entgegnete der Kapitän. „Uebrigens lebte auch noch bis vor Kurzem der jüngere Bruder des Baronet, der arme Teufel ertrank im vorigen Sommer bei einer Bootſfahrt. Du mußt jetzt für eine anſtändige Trauerkleidung für Euch und das Haus ſorgen, Mary.“

Bei dem Gedanken an dieſe neuen Auslagen ſchrak Mary zuſammen, leiſe ſagte ſie zu dem Vater: „Müſſen wir uns durch-aus in dieſe neuen Auslagen ſtürzen?“

„Biſt Du von Sinnen?“ ſchrie der Kapitän wüthend auf. „Unſere nächſte Verwandte ſoll in die Gruft geſenkt werden, und wir finden es nicht der Mühe werth, Trauer um ſie anzulegen?“

„Verzeih, Papa, aber —“
„Schweige!“ donnerte der Kapitän.
Dr. Wilford empfahl sich, auf einen Wink ihren Vaters gab ihm Bella das Geleite bis zur Treppe.
„Sei ruhig, Geliebte, Du wirst die Meine! Wenn sie zögern sollten, Dich mir zu geben, so nehme ich Dich mir!“

Zwölftes Kapitel.

Wilfords Werbung.

Einige Wochen waren vergangen. In St. WIngate sprach man kaum mehr von dem Tode der jungen Fremden. Das Geheimnis, welches sie umgab, hatte sie mit ins Grab genommen. Es gelüstete nicht mehr die Leute, den Schleier desselben zu lüften; nur Einer hätte es vermocht. Auch im Hause des Kapitans war bisher Alles beim Alten geblieben, nur dessen Gesichtsliden hatte in Folge eigener Unvorsichtigkeit zugenommen.

Dr. Wilford kam täglich zweimal, am Morgen nur für kurze Zeit, dafür widmete er dem Patienten am Abend eine Plauderstündchen. Bella wußte durch ihr zurückhaltendes Benehmen gegenüber dem Arzte den Argwohn ihrer Schwester Mary, daß Wilfords häufige Besuche mehr ihr als dem Vater galten, zu täuschen. Mary glaubte deshalb, ihre Aufmerksamkeit wieder ganz der Führung des Haushaltes zuwenden zu dürfen, in welcher ihr Susanne, das neue Dienstmädchen, eine vortreffliche Stütze bot.

Dr. Wilford, der ohne Wissen Mary's mit Bella Zusammenkünfte hatte, wollte nicht länger mehr auf sein Glück warten. Sein Vater hatte ihm eine stattliche Zulage ausgesetzt, außerdem ihm noch eine ansehnliche Summe Geldes auf die Hand gegeben, damit er das Mädchen seines Herzens heimführen könne.

Wilford, welcher noblen, seine Mittel weit übersteigenden Passionen gehuldigt hatte, verwendete das Geld zum Theile zur Zahlung der dringlichsten Schulden und dann zur eleganten Einrichtung seines Hauses, um dessen künftige, schöne Herrin würdig empfangen zu können. An eine Zurückweisung dachte er nicht. Obwohl ihm Bella von dem übertriebenen Adelsstolze ihres Vaters und ihrer Schwester Mary erzählt hatte, zweifelte er doch nicht daran, daß er, nachdem er der Tochter des verschuldeten Kapitans eine schöne Eristenz bieten konnte, angenommen werde. Er hatte bereits bei dem Kapitän seine Morgensvisite gemacht, als er zur Mittagsstunde, während welcher Mary und Bella in der Küche verweilten, im Salonanzuge mit weißer Kravatte und lichtgrauen Handschuhen angefahren kam.

Jack empfing ihn verwundert und staunte noch mehr, als Wilford ihn ersuchte, er möge dem Herrn Kapitän melden, daß Dr. Wilford um eine Privatunterredung bitten ließe. Während Jack sich zu seinem Herrn begab, trat Wilford in das Wohnzimmer, wo ihm die kleine Emmy, welche eben mit einer Zeichnung beschäftigt war, freundlich entgegenkam.

„So fleißig, Miß Emmy,“ sagte Wilford, dem Kinde die Wangen streichelnd, „das wird ja wirklich eine prächtige Landschaft.“

„Ich muß mich beeilen,“ sagte Emmy, „denn Mary hat mir aufgegeben, die drei Bäume hier zu vollenden, bis sie aus der Kirche kommt.“

„Sie würden wohl lieber unter den lebenden Bäumen umherspringen?“ meinte Wilford scherzend.

„Freilich möcht' ich es gerne, aber ich habe es Mary versprochen und muß deshalb meine Pflicht erfüllen.“

Plötzlich legte sie den Bleistift nieder und sagte dann, ganz nahe an den Arzt herantretend: „Bitte, lieber Dr. Wilford, sagen Sie mir doch etwas über die arme todt' Frau. Niemand will mir davon erzählen, und ich möchte so gerne von ihr hören.“

„Ich weiß nichts Besonderes,“ antwortete Wilford ausweichend.

„O gewiß, ich bin überzeugt, Sie wissen mehr als alle Anderen!“ rief Emmy und blickte erwartungsvoll zu ihm auf.

Was überkam den Mann so plötzlich? Waren es die unschuldig fragenden Kinderaugen, die in seiner Seele zu lesen suchten, oder überwältigte ihn eine Erinnerung? Er taumelte und starrte bleich und fahrigelos auf das Kind. Jack trat ein. Wie von einem Alp befreit folgte Wilford der Einladung des Dieners, sich zum Herrn Kapitän zu begeben.

„Was ist Ihr Wunsch, lieber Doktor?“ fragte der Kapitän den eintretenden Arzt, indem er ihm einen Stuhl anbot.

„Ich habe eine große Bitte; bevor ich aber sie ausspreche, gestatten Sie mir, Ihnen meine Verhältnisse darzulegen.“

Der Kapitän nickte etwas verwundert mit dem Kopfe.
„Mein Vater ist ein gesuchter Arzt in London, und ich habe als sein einziger Sohn die Gewißheit, sein Erbe zu sein. Leider ist seine Gesundheit so geschwächt, daß ich voraussichtlich bald ein reicher Mann sein werde.“

„Warum erzählen Sie mir das Alles?“ fiel ihm der Kapitän ins Wort.

„Gestatten Sie mir,“ sagte Wilford, leicht erröthend, „noch einige Worte. Meine Praxis ist eine ausgiebige und hat sich seit dem traurigen Mißgriffe des Dr. William Burns bedeutend vergrößert, da die meisten seiner Patienten ihm abfielen. In kurzer Zeit werde ich jährlich tausend Pfund Sterling verdienen.“

„Das freut mich sehr für Sie, lieber Herr, aber ich begreife noch immer nicht, was das mich angeht.“

Sich aufräufelnd, fuhr Wilford fort: „Sie kennen jetzt meine Verhältnisse, Kapitän Harcourt, ich erlaube mir, Sie um die Hand Ihrer Tochter Miß Bella zu bitten.“

Wie versteinert sah der Kapitän da und blickte mit offenem Munde auf den Arzt.

„Sind der junge Mensch verrückt geworden oder bin ich selber ein Narr?“ dachte er.

Er vermochte es nicht zu fassen, daß ein bürgerlicher, gewöhnlicher Landarzt, der die Leute um Geld kurirte, den sich jeder arme Teufel bei Tag oder Nacht holen lassen konnte, die Vernehmtheit besaß, um eine Miß Harcourt zu werben. Eher hätte er, der Kapitän Harcourt, es wagen dürfen, um eine königliche Prinzessin zu freien. Noch immer versagte ihm die Sprache, dagegen begann sein Kehrstock in seiner Hand zu zittern.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

St. Petersburger Skizzen.*

Von Melchior de Vogué.

(Schluß.)

Neun Uhr: die Flügelthüren der inneren Gemächer öffnen sich: ein Grabeschweigen herrscht im Augenblick. Eine Stimme verkündet: „Der Kaiser!“ Der Zar schreitet heran, gefolgt von allen seinen, nach ihrem Verwandtschaftsgrade eingereihten Familienmitgliedern. — Will man auf einen Blick das ganze soziale Geheimnis des Reiches begreifen, so muß man der Thür, durch welche der Souverän seinen Einzug hält, den Rücken kehren und diesen Eintritt im Abgange der Gesichter der Anwesenden beobachten. Alle diese Physiognomien nehmen gleichmäßig zur selben Zeit den gleichen feierlichen Ausdruck an, ernst und lächelnd zugleich; die ganze Lebenskraft dieser Männer und Frauen konzentriert sich in ihren Augen, welche die ihres Gebieters suchen. Wir haben niemals dieses Schauspiel betrachtet, ohne uns dabei an die Erscheinung der ersten Sonnenstrahlen auf den Bergen zu erinnern, in dem Augenblick, wo das Tagesgestirn aufgeht; man braucht nicht hinter sich zu sehen, um zu erfahren, daß es aufgegangen ist; man wird darüber belehrt durch das prismatische Licht auf den gegenüberliegenden Berggipfeln. Ebenso kann man mit etwas höfischer Erfahrung bei Beobachtung dieser Höfingsgesichter sagen: „Der Kaiser wird kommen, der Kaiser kommt, der Kaiser ist gekommen.“

Die ersten Klänge zur Polonaise ertönen, der Oberhofmarschall und die Oberhofmeisterin stellen sich an die Spitze des Defiles; gewöhnlich stellt dies Paar bei dieser Gelegenheit zwei nahezu verflochtene Jahrhunderte dar. Der Kaiser reicht einer der Großfürstinnen den Arm, die Kaiserin einem der fremden Botschafter; die anderen Paare stellen sich in ihrem Gefolge auf und wandeln um den Saal herum. Nach dieser offiziellen Ceremonie werden Quadrillen gebildet, oder man dreht sich lebhaft im Kreise nach Walzermelodien; aber den Höhepunkt der

* Wir entnehmen vorstehenden Artikel dem reichillustrirten, unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller wie Francois Coppée, Pierre Loti, Camille Belletan, Edouard Rod, Camille Demornier, Carmen Sylva, Charles Dille, Henry Havard, Emilio Castelar, Harald Hausen, Konrad Tetmann etc., herausgegebenen Prachtwerk: „Die Hauptstädte der Welt“ (Breslau, Schlesiische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. Preis pro Lieferung 50 Pfg.)

Lebhaftigkeit erreicht der Ball nur bei den ersten Tritten der Mazurka, dem feurigen Militär- und Nationaltanz im wahren Sinne des Wortes. Der Cavalier schlägt geräuschvoll mit seinem gepolterten Stiefel den Takt der Musik; er hebt die Tänzerin wie ein zitterndes Vögelchen in seine Arme, stürzt in drei Sätzen durch den Saal dahin, setzt dann seine schöne Beute am anderen Ende desselben nieder und fällt vor ihr auf die Knie. Dieser berauschte Tanz verfinnlicht zu gleicher Zeit das Ungefühl und die Galanterie früherer Zeiten; er drückt die Verwegenheit des Entführers und die Verehrung des Liebenden aus.

Die großen Bälle sind imposanter; die intimen Festlichkeiten, die sogenannten „bals des Palmiers“ die Palmenbälle, sind vielleicht noch prächtiger. Wer noch ein Stück alter Welt sehen will, muß sich beeilen, einem Palmenball beizuwohnen. Keine der Festlichkeiten der anderen europäischen Höfe kommt dieser Feerie gleich. Mit dem Schläge Eins des tropischen Gewächshaus umgewandelten Galerie. Zwischen den Kübeln, aus denen Palmen, Myrthen und blühende Kamelien aufsteigen, sind kleine Tischchen angebracht, an denen etwa 500 Personen Platz zum Souper finden. Innerhalb dieses am Morgen auf Schlitten aus den kaiserlichen Treibhäusern herbeigeführten afrikanischen Waldes bewegt sich die oben beschriebene, pittoreske Menge, gruppiert und lagert sich unter den Klängen der hinter Laubwerk verborgenen Musikkapelle. Alles unter dem grünen Blätterdach bietet eine Augenweide. Blühende Bäume, blumengeschmückte Frauen, lebhaft farbentöne, Lichtreflexe auf Bekmänteln und Banzern, auf den goldstrotzenden Hoffleibern, auf dem Stahl der Helme und Degen, auf Ordenssternen und Diamantencolliers, wie man sie nur in Rußland verschwenbet.

Für das Auge ist es ein wahres Fest; für den Beobachter aber noch mehr als das. Nirgends tritt der Kontrast des beständigen Wettkampfes einer üppigen Verweilung gegen die Rauheit des Klimas schärfer hervor, das Verlangen nach dem Unmöglichen, welches Petersburg so nahe dem Pol entstehen und bestehen läßt. Diese Frauen in tiefausgeschnittenen Kleidern kamen auf einem Eisweg bei zwanzig Grad Kälte unser diese blühenden Kamelien; mitten durch das Gezweig der Palmen kann man den starren, die Gespanne tragenden Strom, die den Palast umgürtenden Schneewälle erlöschen, und der Gedanke folgt dieser weit, weit über Tausende von Wersten bis nach Asiens düsteren Einöden sich hinbreitenden Schneedecke, unter der das russische Volk seinen langen Winter schlief. Ueberall, beim Schauen, wie beim Nachdenken, offenbaren sich uns Gegensätze und Wunder in dieser Herausforderung zum ewigen Kampfe, in diesen lärmenden Vergnügungen inmitten des Todeschweigens, in diesem höchstem Luxus der Civilisation im Dienste orientalischer Altmacht.

Außerhalb des Winterpalastes hat man am häufigsten bei militärischen Feierlichkeiten Gelegenheit, den Kaiser zu sehen und sich ihm zu nahen. Seit einem Jahrhundert haben die russischen Souveräne bezüglich der Pünktlichkeit mit den preussischen Monarchen rivalisirt; sie haben das ganze männliche Geschlecht zum Kultus der Uniform herangebildet, zur peinlichen Pflückerfüllung, die er auferlegt; die Gesellschaft hat sich diesen Zug tief eingepägt.

Um die von uns im Winterpalast flüchtig gesehene Gesellschaft wiederzusehen, müssen wir in die weiten, vornehmen Hotels der Hof- und englischen Quais eindringen. Dort, wie in der Wohnung der bescheidensten Beamten hat die Zeit noch keinen Werth; mit sehr wenigen Ausnahmen etwa kennt man in Petersburg nirgends die fieberhafte Thätigkeit, welche in Paris die Leute jeder Stellung beherrscht. Ein Jeder erhebt sich, wie die winterliche Sonne, spät; vor zehn Uhr Morgens beginnt das Straßenleben nicht; auch die Kaufleute haben ihre Schaufenster nicht geöffnet. Gleich nach dem Frühstück besteigt man den Schlitten zu einer Spazierfahrt auf dem Hofquai oder dem Newsky-Prospekt, und schon neigt sich der Tag. Die Besuche folgen einander ununterbrochen bis zum Diner: man fährt von Haus zu Haus, um seine Freunde zu begrüßen, Neuigkeiten auszutauschen, fast immer Hofneuigkeiten, solche, die das „Petersburger Journal“ am Morgen für alle Welt ausgegeben hat, oder die intimen Nachrichten, die man aus dem Munde einer hochgestellten Person erfahren hat.

Die Abendgesellschaften fangen sehr spät an; wenn man um elf Uhr Nacht bei Jemand, dessen Einladung man erhalten, Besuch macht, so wird man nicht selten hören, Madame sei noch bei der Toilette; sie habe nach dem Diner geschlafen, um ihren Teint zu erfrischen. Im Gegensatz dazu kann man an gewisse

gasliche Pforten bis um zwei Uhr nach Mitternacht pochen; Niemand wird erstaunt sein, uns eintreten zu sehen; unser Geduld wird beim Souper, der Lieblichsmahlzeit der Russen, aufgelegt werden. Ob verschwenderisch oder bescheiden, stets ist ein Souper für die vertrauten Freunde hergerichtet; man giebt es in die Länge, und Niemand geht in Petersburg vor drei Uhr Morgens zu Bett. Diese Kinder der Nacht leben nur begladigt in der tiefen Dunkelheit, bei dem künstlichen Schein der Lampen und Kerzen. Man könnte zarte Frauen anführen — die Wahrheit zu gestehen, sind es gewöhnlich alternde Frauen — von denen sich Niemand erinnert, sie mal bei Tageslicht gesehen zu haben.

Man kann nicht behaupten, daß der Russe feßhaft sei; er verbringt sein Leben gern im Wagen, auf dem Schlitten, auf der Eisenbahn; mit möglichster Geschwindigkeit Entfernungen durchzumessen, ist ein ihn niemals ermüdendes Vergnügen; aber er liebt nur die sitzende Ortsveränderung. Die Frauen, heißblütig, zarte Treibhauspflanzen, finden nur an den zwanglosen Gewohnheiten ihrer Häuslichkeit, zwischen den sie umgebenden Spazirgängen und Azaleen Gefallen, die Konversation, das in allen Gesellschaftsklassen den größten Theil der Zeit raubende Spiel, diese Zeitvertreibe genügen ihnen. Auch sie jedoch unterliegen oft Anwandlungen jener leidenschaftlichen Vorliebe der Slaven für ziellose, tolle Bewegung, die sich Selbstzweck ist, für den leichten Kausch der frischen, eifigen auf der Steppe gierig eingezogenen Luft. Oft, während man am Abend unter gemüthlichem Geplauder um den Theetisch mit dem summenben Samowar sitzt, schlägt Jemand eine Trozkapartie vor: der Vorschlag wird mit Enthusiasmus aufgenommen. Es ist die Lieblingsbeschäftigung der Winternächte, jene, welche dem Fremden die lebhaftesten, die originellsten Erinnerungen hinterläßt.

Man hat die großen, vierfüßigen Schlitten von einem der durch die Schnelligkeit ihrer Pferde und die Gewandtheit ihrer Kutischen angelegenen Verleiher kommen lassen. Die Schellen der Gespanne klingeln an der Hausthür. Man hüllt sich vom Kopf bis zum Fuße in Pelze; die Frauen wickeln ihre Gesichter in Drenburger Schawls. Zwei Paare richten sich in jedem der Gefährte ein, wobei man überzeugt sein kann, daß meist nicht der Zufall bei dieser Vertheilung waltet, sondern ein anderer kleiner, noch weniger weiser Gott. Der Kutischer saßt das Lenkfeld fest und wendet sich zärtlich zu seinen Thieren. „Vorwärts, meine Täubchen!“ Die drei „Täubchen“ rennen im tollsten Jagen durch die öden Straßen. Zwanzig Grad unter Null, kein Lüftchen regt sich, der stahlblaue Himmel ist mit goldenen Sternen besät, die in der durchsichtigen Atmosphäre mit metallischem Glanze auf die blendend weiße Fläche niederfunkeln. Die Kälte läßt den Athem auf den Lippen erstarren, die Bärte verwandeln sich nach einigen Minuten in Eis-Stalaktiten. Das russische Herz hüpfet vor Wonne. „Schneller! schneller!“ rufen die freudetrunknen Frauen mit übermüthigem Jauchzen. Der Kosselenker, der vorher schon seinen Magen durch zahlreiche Gläser Branntwein gestärkt hat, läßt die Knuete auf das Hintertheil der Pferde niederlaufen. Sie erreichen den höchsten Grad von Geschwindigkeit, den man von ihren Kniekehlen erwarten darf; auch sie scheinen von ihrem eigenen Galopp herarrscht zu sein.

Das Gefährt fliehet in zügellosem Lauf dahin, schlägt den Weg über die Quais ein und durchquert den Fluß; die alten Gemäuer der Vororte verschwinden im Dunkel der Nacht mit ihren armeneligen Lichtern, Phantomen gleich von armen ruhelosen Seelen erleuchtet; an ihre Stelle treten Bäume, je mehr man nach den Flußinseln vordrängt. Man gleitet jetzt durch öde Gegenden in pechfinsterner Nacht. Nur das Schellengeläute unterbricht das tiefe, hier ruhende Schweigen. Wenn die Schlittenkufen auf das Pflaster unter dem hier lockeren Schnee aufstoßen, wenn sie über einen aus dem Pevaarum hervorragenden Eisblock weggehen, so wird der schwerfällige Kutischlasten hin und her gerüttelt und gestoßen, wobei die Anassen beinahe hinausgeschleudert werden. Der von Kälte und Bewegung erzeugte Doppeltrausch hat seinen Höhepunkt erreicht: „Marisch! Vorwärts!“ Noch schneller!“ ertönen kräftig die weiblichen Stimmen; und bisweilen flüstert eine tiefere Stimme ganz leise in ein rosiges Ohr: „Warum schneller! Wir müßten niemals am Ziele anlangen!“

Man kommt aber dennoch an. Das mit weißem Schaum bedeckte Gespann hält vor einer einsam liegenden Schenke; es ist Samarand oder Tschtschens, eins jener Wirthshäuser im Weichbilde Petersburgs, die als Abtheilungsquartier von Zigeunertruppen in Auf stehen. Die Gesellschaft miethet einen Saal, dessen Einrichtung nicht gerade prunkvoll ist: vier rauchgelbwarzte Wände, einige Sessel, ein Tisch. Champaoner wird gebracht, die Zigeuner

reche, habe wieder (b ein pitän ,noch t sich tütend In ver- greife meine n die nem selber irger, den unnte, erben. t eine ihm nd zu ffnen nme t von eiten gänge Thür, ehren enden g zur und und ieters ohne auf esge- zu ersch- durch ofeln. gung , der mar- des zwei einer nden folge tellen leb- t der unter Bierre rmen ussen, up t. von

erscheinen. Der Gefasaschor wird von vier Männern und acht bis zehn Frauen gebildet. Die Männer tragen auf ihren schwarzbraunen Gesichtern das ihrer Rasse eigene Gepräge ruhiger Würde; mit ihrem Adlerprofil, ihren unergründlichen, tief liegenden Augen scheinen sie entthronte asiatische Könige zu sein. Wir möchten dem Leser die Frauen gern in einem malerischen schönen orientalischen Kostüm schildern: Die Wahrheit zwingt uns jedoch zu dem Geständnis, daß sie in modische zerknitterte Seidenkleider gehüllt sind, abgetragener Klunder irgend einer Modedame, den sie bei einem Tröbler des Gostinnji Door erstanden haben. Die olivengrüne Gesichtsfarbe unter den geschminkten Wangen, die feurigen Blicke unter den gemalten Wimpern verrathen indeß zur Genüge den hindostanischen Ursprung der Töchter der Varias. Der Chorführer stimmt seine Guitarre und setzt zur Begleitung ein, erst sehr langsam, um dann in ein schnelleres Tempo überzugehen. Die Sängerrinnen singen; sie sitzen im Halbkreis, Körperhaltung und Gesichtszüge unbeweglich. Im Anfang klingt die Stimme kalt und zurückhaltend. Diese Geschnöpfe scheinen unempfindlich für die von ihnen wiedergegebenen Gefühle, von einem Gott heimgefuhrte Seherinnen, dessen Nähe sie nicht fühlen. Nach und nach beleben und erwärmen sich jedoch die Stimmen mit einem Trepolo der Kehle, welches die Künstlerinnen irgend eines anderen Stammes ihnen niemals nachzuahmen vermöchten. Der Dämon hat sich der Sängerrinnen bemächtigt, sie beschleunigen den Takt mit rascher Steigerung in Ton und Ausdruck. Melodien und Text athmen Begeisterung, Liebessehnen, Verweisung, die volle Gluth wilder Leidenschaften. Die Männer verbergen ihr Entzücken nicht; ein Kusse wird seinen letzten Kubel hergeben, um sich dieses von ihm vor allem Andere gestellte Vergnügen zu verschaffen. Viele, bei denen die Passion zur Monomanie geworden ist, kommen jeden Abend wieder hierher; sie verbringen ihre Nächte mit dem Anhören dieser Lieber, durch eine ebenso unübersehbliche tyrannische Gewalt wie jene des Opiumrauchens an den Ort gefesselt.

Das Ende des Winters führt eine vollständige Metamorphose in der Hauptstadt herbei; sie ist schon von einer anderen Schönheit in der Stille der „weißen Nächte“, wenn sie ihre Belüste und die lange Zeile ihrer Quais in den blauen, von der Eisdecke befreiten Kluthen der Nema spiegelt. Der späte und dann jäh eintretende Sommer Petersburgs bricht wie ein Blitzstrahl herein. Soeben noch gab es keine Knoipen auf den Bäumen; in einigen Tagen schon schwiegen die Blätter buchstäblich zusehends hervor. Dieser Lenz fällt mit der Periode der weißen Nächte zusammen. Die Sonne verschwindet kaum zwei oder drei Stunden vom Himmel; ist sie fort, so erräth man sie unterhalb des Horizonts; die Morgennöthe folgt unmittelbar dem Sonnenuntergang. Dieses matte, die Atmosphäre fallende Ausstrahlen ist weder Tag noch Nacht, ein fahles, elyphisches Licht, welches die nicht mehr Schatten werfenden Wesen und Dinge als Geister erscheinen läßt.

Allerlei.

Die Helgoländer machen so wat aber doch noch! Ueber eine komisch-tragische Heirathsgeschichte, in der Fabrikant W. und Wittwe K. aus Berlin als Brautpaar figuriren, haben wir neulich berichtet. Bekanntlich bestand auf Helgoland bis zum 1. Juli 1890 ein Brautramt, welches Brautpaare, die nur im Besitz einiger Legitimationspapiere waren, sofort für den Bund des Lebens kopulirte. Solche „schleunige Eheschließungen“, die vordem auch in Preußen als gültig anerkannt wurden, haben seit Verrückung der Insel durch Preußen insofern dort aufgehört, als jetzt die Brautpaare vor der Eheschließung wesentliche Bedingungen zu erfüllen genöthigt werden. Daß sogar das interessirte Publikum noch der Kenntniß der gesetzlichen Bestimmungen entbehrt, hat unser Berliner Brautpaar klar bewiesen. Dem Bräutigam sowohl, der bereits 56 Jahre alt und Vater von 6 schon verheiratheten Töchtern ist, als auch seine 59jährige Braut, die bereits 3 verheirathete Kinder besitzt, stellten die Sprossen ihrer ersten Ehe die denklichsten Hindernisse zur ehelichen Verbindung des Liebespaars entgegen. Deshalb fahnen die Heirathslustigen den Entschluß, nach Helgoland zu reisen, um sich dort in aller Stille Trauen zu lösen. Aber ihr Herzenswunsch wurde nicht erfüllt; das Paar reiste unermüdet nach Berlin zurück und der Bräutigam konnte an seinem Stammthum nur erzählen: „Die Helgoländer machen so wat nich wieder, aber meine olle Miège kriegen is doch und wenn die jungen Jöhren sich uff'n Koop stellen.“ — Hinsichtlich der jetzt zur Eheschließung auf Helgoland herrschenden gesetzlichen Vorschriften, die zur Erlangung der Eheschließung, ohne Unterziehung des auf dem

Kontinent unausbleiblichen Aufgebots zu erfüllen sind, geht uns von kompetenter Seite nachstehende Aufklärung zu: 1. Es ist ein Taufschein zu erbringen, da Jiraceliten nicht getraut werden können. 2. Bisher Unverehelichte, welche das 25. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, müssen den obrigkeitlich oder notariell beglaubigten Konjens der Eltern zu der beabsichtigten Ehe bringen. Minderjährige, d. h. solche, die das 22. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, müssen mit dem Todenschein der Eltern auch die Einwilligung der Vormünder vorlegen. Verwitwete haben den Todenschein des verstorbenen Gatten vorzulegen und wenn unmündige Kinder aus der früheren Ehe vorhanden sind, auch eine Versicherung, daß die Erbsprüche dieser Kinder gesichert sind. 4. Scheidende müssen das Scheidungserkenntniß vorlegen, aus dessen Gründen sich kein Hinderniß gegen die beabsichtigte Eheschließung ergeben darf. 5. Alle ihre Trauung beantragenden Personen haben auf Helgoland vor der zuständigen Behörde, bei welcher der Antrag eingereicht wird, zu beschwören, daß sie ledig sind, worauf dann die Erlaubniß zur Trauung ohne Aufgebot erteilt wird. 6. Die erforderlichen Dokumente sind vorher einzusenden, solche, die in einer anderen als der deutschen, englischen oder französischen Sprache abgefaßt sind, in beglaubigter Uebersetzung. 7. Die Gehaltsgebühren für alle betheiligten Beamten und öffentlichen Rassen sind auf 200 Mk. festgesetzt. 8. Können die vorstehend angegebenen Bedingungen erfüllt werden, so steht der Trauung auf Helgoland nichts entgegen und kann dieselbe schon am Tage der Ankunft vollzogen werden.

Eine ehrende Kundgebung für die im Dienste des Vaterlandes untergegangene Beilage des „Jits“ seitens Angehöriger der niederländisch-indischen Armee, in deren Reihen sich auch zahlreiche Deutsche befinden, ist dem deutschen Generalkonsulat in Batavia zugegangen. Es heißt darin: „Das heldenmüthige Betragen dieser edlen Seeleute, welche mit einem dreimaligen „Gurrah“ für ihren obersten Kriegsherrn, ihren Kaiser, und mit dem Magenblei auf den Lippen ins Grab sanken, hat uns Allen, die wir oft im bestesten Feuer gestanden haben, die größte Bewunderung eingefloßt. Diese Seeleute, welche im Kampfe mit Sturm, Wetter und Ketten den Tod gefunden haben, starben in treuer Pflichterfüllung als tüchtige Soldaten im Dienste ihres Vaterlandes.“

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Zur Hygiene der Unterleibung. Unter dem Titel „Gesundheit und Kleidung“ veröffentlicht in der „Gartenlaube“ (Nr. 5 und 6 dieses Jahrgangs) Dr. S. Buchner, Professor der Hygiene in München, einen hochinteressanten, allgemein verständlich geschriebenen Artikel über die Hygiene der Kleiderstoffe. Er unterleuchtet darin vor allem die Bedeutung der für die Unterleibung so wichtigen Gewebe aus Wolle, Baumwolle und Leinwand. Die Wolle steht unter ihnen in vielfacher Hinsicht obenan. In Bezug auf den Wärmeschutz ist sie darum den anderen Stoffen überlegen, weil Wollgewebe der Haut die wenigsten Berührungspunkte bietet; zwischen Wollstoff und Körper befindet sich stets eine verhältnismäßig starke Luftdicht, welche die Ableitung der Wärme verhindert. Die Wollfaser besitzt ferner, wie Prof. Buchner es nachgewiesen hat, eine besonders starke Verwandschaft zur atmosphärischen Luft. Darum ist es dem Wasser schwer, die Luft aus einem Wollgewebe zu verdrängen und dieses zu benetzen. Dant dieser Eigenschaft leitet die Wolle, ohne selbst wesentlich naß zu werden, den Körperchweiß nach außen, wo derselbe allmählich verdunstet, während Baumwolle und Leinen, die Feuchtigkeit festhalten. Beim Tragen von Unterleibern aus letzteren Geweben werden darum die Ausscheidungen des Körpers in der unmittelbaren Nähe der Haut festgehalten und zerlegen sich auch rascher. Trotz dieser Vorzüge der Wolle kann jedoch das Tragen wollener Unterleiber nicht jedem empfohlen werden. Wolle kann auch Verwechslung herbeiführen. Die Veruche aus Baumwolle und Leinen zweckmäßigere Gewebe für Unterleiber herzustellen, verdienen darum die sorgfältigste Aufmerksamkeit des Hygienikers. So erwähnt Professor Buchner Leinen, das nach Art der Frottirtücher gewebt wird. Dieser Stoff bietet der Haut bei weitem weniger Berührungspunkte als das glatte Leinen und theilt in dieser Hinsicht die Vorzüge der Wolle. Unterleibern aus diesem Stoff haben sich bei Leuten, die an verschleppten fotarrhalischen Zuständen der Luströhre litten, gut bewährt, während wollene Jacken zu große Verwechslung herbeiführten. Professor Buchner schließt seine Ausführungen mit folgenden Worten: „Wie dem auch sein mag, so dürfte übrigens, auch nach den größten Fortschritten unserer Bekleidungsindustrie, kaum je der Tag anbrechen, wo ein einziger Idealgewebstoff alles beherricht und alle andere als unnützig verdrängt, sondern voraussichtlich werden je nach den Anlagen und Bedürfnissen des einzelnen immer etwas verschiedenartige Anforderungen erhoben werden müssen und das Goethe'sche Wort „Eines reicht nicht für alle“ wird voraussichtlich auch in der Hygiene der Kleidung seine Gültigkeit bewahren.“

Verantwortl. Medatteur: Dr. Walther Gebensleben, Rotationsdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Kewzigerstr. 87.